

Welche Wissenschaft braucht die Psychotherapie – welcher Wissenschaft nützt die Psychotherapie?

Elisabeth Wagner, Evelyn Niel-Dolzer & Florian Koschitz

Zusammenfassung:

Das österreichische Gesundheitsministerium verlangt von allen psychotherapeutischen Ausbildungsinstituten, Psychotherapieforschung zu betreiben. Dabei stützt es sich auf ein Wissenschaftsverständnis, das einer dualen „Theorie/Empirie“-Unterscheidung unterliegt. Auf dieser Leitunterscheidung basierend, identifizieren zuständige Gremien einen Mangel an Forschungsaktivität in den Ausbildungsinstituten. Sie verlangen folglich, die Aktivitäten auf diesem Gebiet zu erweitern. Die vorliegende bibliometrische Studie zeigt jedoch durch Analyse gegenwärtiger systemisch-therapeutischer Fachmagazine, dass Psychotherapeut_innen schlicht einer anderen Art Wissens bedürfen: nämlich wissenschaftlich praxisorientierten, handlungsleitenden Wissens anstelle outcome-orientierter Empirie. Die Untersuchung zeigt in diesem Bedarf die grundlegende Leitunterscheidung „Theorie/Praxis“ auf. Während die Autor_innen dieses Artikels die Forderung nach umfänglicherer Rezeption wissenschaftlicher Forschung in den psychotherapeutischen Curricula unterstützen, argumentieren sie gleichzeitig, dass es eben kein Defizit an wissenschaftlicher Aktivität gibt. Die Aktivitäten sind auf die Schaffung anderen Wissens ausgerichtet: Solches, das für die Praxis relevant ist.

Schlüsselwörter: Psychotherapieforschung, Wissenschaftsverständnis, Theorie/Empirie versus Theorie/Praxis, Professionsforschung, bibliometrische Untersuchung, Leitfaden zur Förderung von Wissenschaft und Forschung in der psychotherapeutischen Ausbildung

Abstract:

What kind of science does psychotherapy require – What kind of science does psychotherapy use?

The Austrian Ministry of Health requires psychotherapeutic training providers to conduct and contribute to research in their field. Thereby the Ministry distinguishes between theoretical and empirical

research. Based on this distinction, the ministry states a lack of empirical research in the training institutions. Hence, they demand to intensify the institutions' engagement in research. As an alternative, our bibliometric study applies the distinction between theory and practice. We analyze the leading journals of systemic psychotherapy and find that research is rather oriented towards practical relevance than towards rigorous empirical methodology. While we still advocate for an increasing integration of results of scientific research into psychotherapeutic curricula, we also claim that there is no significant lack of scientific activity of training institutions. Instead, they focus on and require to generate a different kind of knowledge: one that is relevant to psychotherapeutic practice.

Keywords: psychotherapy research, scientific approach, theory/ empiricism vs. theory/practice, bibliometric research, research on application of knowledge, research on professionalism

Einleitung – worum es (uns) geht

Verdacht – schulenspezifische Erklärungsmodelle hätten eher den Charakter von „Mythen“ denn von wissenschaftlichen Theorien

Seit Freud die Psychoanalyse als „Junktum zwischen Heilen und Forschen“ bezeichnet hat¹, da es sich ja bei Psychotherapie nicht nur um Krankenbehandlung, sondern auch um die Erforschung des Seelenlebens und damit um einen (wissenschaftlichen?) Erkenntnisprozess handelt, wurde der wissenschaftliche Charakter der Psychotherapie wiederholt diskutiert. Die Vielfalt der Modellbildungen, die Unentscheidbarkeit der Frage, welche dieser Modellbildungen zur wirkungsvollsten Behandlung führt, und zuletzt die immer überzeugenderen Hinweise dafür, dass alle methodenspezifischen Wirkannahmen nur unwesentlich zu den Effekten von Psychotherapie beitragen (Wampold & Imel 2015), ließen immer wieder den Verdacht aufkommen, dass die schulenspezifischen Erklärungsmodelle mehr den Charakter von „Mythen“ denn von wissenschaftlichen Theorien haben. Dementsprechend groß sind im internationalen Vergleich auch die Unterschiede in der Anzahl der „wissenschaftlich anerkannten“ Psychotherapiemethoden. Das österreichische Psychotherapiegesetz, das 1990 beschlossen wurde, zeichnet sich durch eine besondere Vielfalt an aner-

kannten Methoden und zugelassenen Quellenberufen aus. Derzeit gelten 23 Verfahren als „psychotherapeutisch-wissenschaftlich anerkannt“, was – im internationalen Vergleich – als besonders großzügige Auslegung des Kriteriums „wissenschaftlich“ interpretiert werden kann.

Allerdings hat es sich das Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz im Rahmen seiner umfassenden qualitätssichernden Funktion zur Aufgabe gemacht, die Aktivitäten zu Wissenschaft und Forschung der psychotherapeutischen Ausbildungsinstitutionen regelmäßig zu erfassen. Nach Michael Kierein, dem zuständigen Sektionschef im Ministerium, sind die fachspezifischen Ausbildungseinrichtungen neben Ausbildung und Lehre auch für Wissenschaftlichkeit und Forschung in ihrer Einrichtung verantwortlich, da jede anerkannte Therapiemethode eine wissenschaftliche ist respektive auf einer wissenschaftlich begründbaren bzw. ableitbaren Theorie beruht (Kierein 2013 in Riess 2018). Ausbildungsinstitutionen sind daher seit Langem verpflichtet, die wissenschaftliche Arbeit der beschäftigten Lehrtherapeut_innen jährlich dem Ministerium zu melden. An dieser Stelle möge der Hinweis erlaubt sein, dass hier eine Unterscheidung aufgehoben wurde, deren Sinnhaftigkeit in der bestimmendsten Disziplin der Gesundheitsversorgung, nämlich der Medizin, von niemandem in Zweifel gezogen wird: Medizinische Versorgungsleistungen sind wissenschaftlich begründbar, dennoch wird den medizinischen Ausbildungseinrichtungen (Krankenhäusern) nicht die Verpflichtung auferlegt, neben der Krankenversorgung und der Ausbildung von Ärzt_innen auch wissenschaftlich aktiv zu sein. Nur Universitätskliniken, die dafür zusätzliche personelle und finanzielle Ressourcen zugesprochen bekommen, sind zur Forschung verpflichtet. Dementsprechend ließe sich auch für psychotherapeutische Ausbildungseinrichtungen prinzipiell argumentieren, dass sie am „Stand der Forschung“ behandeln und ausbilden, also qualifiziert sein müssen, Forschung zu rezipieren und in ihre Handlungspraxis zu integrieren, nicht aber selbst zu forschen.

Aufgrund einer weiten Auslegung von „wissenschaftlicher Aktivität“ hat diese Forderung bislang auch keinen Widerstand hervorgerufen: alle Fachspezifika haben die wissenschaftliche Aktivität ihrer Lehrtherapeut_innen – die über die Lehre hinausgehende Vortragstätigkeit und die fachspezifischen Publi-

1) Freud, S. (1927) in: Nachwort zur „Frage der Laienanalyse“, GW 14: 288-296, Zitat S. 293; Weiter heißt es dort: „...die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne etwas Neues zu erfahren“ (S. 293f.) (Anm. d. Red.)

Ziel war die Entwicklung einer „forschungsfreundlichen Kultur“

kationen – in Form des Wissenschaftsberichts jährlich dem Ministerium vorgelegt. Überwiegend dürfte es sich dabei um Arbeiten handeln, die nicht einem empirischen, sondern einem geistes- bzw. humanwissenschaftlichen Paradigma folgen und sich mit der Weiterentwicklung von Theorien und wichtigen Behandlungsaspekten befassen.

In Berufung auf die Qualitätssicherungsziele des Psychotherapiebeirates initiierte das Bundesministerium für Gesundheit darüber hinaus eine Erhebung zum aktuellen Stand der wissenschaftlichen Wirksamkeitsnachweise für die jeweilige Psychotherapiemethode bei den psychotherapeutischen Ausbildungseinrichtungen. Dabei fiel eine „wissenschaftstheoretisch verortbare Skepsis in Bezug auf inadäquate empirische Forschung“, aber auch das weitgehende Fehlen eigener oder kooperativ geplanter Studien auf. „Da eine zentrale Plattform (zur Förderung) der Psychotherapieforschung in Österreich völlig fehlte, wurde die Koordinationsstelle Psychotherapieforschung konzipiert“, die das „Bewusstsein für den Stellenwert von Forschung und die Intensivierung der Forschungsaktivität in den psychotherapeutischen Ausbildungseinrichtungen“ fördern und die strukturellen Bedingungen von Psychotherapieforschung durch Austauschplattformen, Datenbanken und Fachtagungen verbessern sollte. Ziel war die Entwicklung einer „forschungsfreundlichen Kultur“ in den psychotherapeutischen Ausbildungseinrichtungen (Riess 2018, S. 7f.).

Im Jahr 2012 wurde die Koordinationsstelle Psychotherapieforschung an der Gesundheit Österreich GmbH (GÖG) gegründet, 2014 beauftragte das Ministerium die Koordinationsstelle, gemeinsam mit dem wissenschaftlichen Beirat der Koordinationsstelle einen Leitfaden zur Förderung von Wissenschaft und Forschung in der psychotherapeutischen Ausbildung zu erarbeiten. Unter dem Titel „Praxisorientierte Psychotherapieforschung“² wurde dieser Leitfaden im November 2017 im Rahmen einer „Leitertagung“ den Leiter_innen der fachspezifischen Ausbildungseinrichtungen vorgestellt. Der Leitfaden enthält neben einer umfassenden Darstellung der unterschiedlichen Paradigmen der Psychotherapieforschung als Kernstück

2) Siehe: https://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/7/0/5/CH4043/CMS1415709133783/leitfaden_praxisorientierte_psychotherapieforschung.pdf (Zugriff 01.08.2019, Anm. d. Red.)

konkrete Mindestanforderungen bezüglich Wissenschafts- und Forschungsaktivität, welche die psychotherapeutischen Ausbildungsinstitutionen in Zukunft erbringen müssen.

Es geht dabei im Wesentlichen um folgende Überlegungen:

- ▶ Die rezeptive Auseinandersetzung mit Psychotherapieforschung soll gefördert werden: alle drei bis fünf Jahre sollen mindestens drei Studien der Psychotherapieforschung aus der jeweiligen Methode übersichtlich zusammengefasst und strukturiert aufbereitet werden und gemeinsam mit dem Fachartikel und einer Begründung für die Auswahl der Psychotherapiestudien an das BMGF übermittelt werden.
- ▶ Ebenfalls soll das wissenschaftliche Arbeiten in der Psychotherapieausbildung gefördert werden: Erweiterung des Ausbildungscurriculums um Inhalte zu Theorie und Praxis der Psychotherapieforschung und Förderung der wissenschaftlichen Qualifikation von Lehrenden.
- ▶ Gefordert wird darüber hinaus die aktive empirische Psychotherapieforschung in der Ausbildungsinstitution: Die Institutionen sollen sich in einem Fünfjahreszeitraum an zwei Psychotherapieforschungsprojekten im Sinne eines Zur-Verfügung-Stellens von Daten beteiligen und darüber hinaus ein eigenständiges und selbstverantwortliches Forschungsprojekt realisieren.³

Derzeit wird die Implementierung des Leitfadens im Rahmen von halbtägigen Workshops mit den Forschungsbeauftragten der Ausbildungseinrichtungen diskutiert. Unabhängig von den Ergebnissen dieser Diskussionen steht allerdings fest, dass die Umsetzung des oben dargestellten Stufenplanes ab Herbst 2020 im Rahmen „wissenschaftlicher Visitationen“ überprüft werden wird.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung untersucht der vorliegende Beitrag, wie sich in systemisch-therapeutischen Fachjournalen bislang Wissenschaftsbezug abbildet. Wir versuchen

3) Siehe dazu z. B. Molan-Grinner et al. (2016, 2017)

Gegenstand der Studie ist die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis Psychotherapie und Wissenschaft

eine Typologie des Wissens- und Erkenntnisgewinns zu formulieren, indem wir Publikationen dreier deutschsprachiger Fachjournale (*Familiendynamik, Systeme* und *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung*) hinsichtlich der Frage absuchen: „Welches Wissen schafft dieser Beitrag?“. Dabei interessiert uns im Besonderen der Stellenwert empirischer Psychotherapieforschung. Es erfolgt damit eine rezeptive Auseinandersetzung mit dem Verhältnis Psychotherapie und Wissenschaft. Gegenstand der Studie waren 62 Artikel. Herangezogen wurden die zum Zeitpunkt der Studie vorliegenden letzten vier publizierten Hefte jeder dieser drei Fachzeitschriften.

Der Versuch einer Typologisierung von Publikationen in systemischen Fachjournalen

Traditionell werden wissenschaftliche Arbeiten in der Psychotherapie hinsichtlich ihrer theoretischen bzw. empirischen Fundierung einerseits und ihres ihnen zugrunde liegenden qualitativen bzw. quantitativen Paradigmas andererseits unterschieden. Theoretische Studien dienen dem Vergleich, der Bewertung oder Begründung von Theorien und Modellen in der Psychotherapie und ihrer Einbettung in ihren historisch-kulturellen Kontext und folgen damit einem formal-geisteswissenschaftlichen Paradigma. Solche Arbeiten dienen der Weiterentwicklung klinischer Theorien durch deskriptive und begrifflich-konzeptuelle Bearbeitung der unmittelbaren klinischen Erfahrung. In den meisten Fällen wird der Praxisbezug hier durch Fallvignetten veranschaulicht.

Diesen theoretischen Studien werden im Wissenschaftskontext empirische Forschungsarbeiten gegenübergestellt und hier wiederum zwischen quantitativen (z.B. Outcome-Forschung) und qualitativen (z.B. Mikro-Prozessforschung) Ansätzen unterschieden. Empirisch-wissenschaftliches Vorgehen ist wesensgemäß über die Forschungsmethode definiert, nicht durch den Forschungsgegenstand. Es handelt sich um aufwendige Verfahren, die forschungsmethodisches Know-how erfordern und daher vor allem an Universitäten durchgeführt werden mit dem Ziel, in anerkannten wissenschaftlichen Journalen zu publizieren.

Schon 1996 haben Ludwig Reiter und Egbert Steiner daher zwei Typen von Psychotherapieforscher_innen beschrieben:

empirische Forschung („big science“) findet vor allem an Universitäten statt und ist in der *Society for Psychotherapy Research* organisiert. Die Autor_innen dieser Studien sind primär forschungsmethodisch qualifiziert und müssen nicht zwingend selbst therapeutisch tätig sein. Aufgrund des großen Forschungsaufwandes publizieren meist Forschungsteams, Alleinautorenschaften sind selten. Im Unterschied dazu verfassen die „Klassischen Psychotherapieforscher_innen“ zumeist klinisch-theoretische Schriften mit engem Praxisbezug oder Kasuistiken. Reiter & Steiner (1996) sprechen hier von „little science“: die Autor_innen sind hier zumeist stark in die psychotherapeutische Aus- und Weiterbildung eingebunden. Diese Unterscheidung ist nach wie vor zutreffend.

Die für unsere Studie zentrale Unterscheidung „Theorie/Empirie“, von der wir zunächst bei der Sichtung der Artikel ausgingen, war durch die ministerielle Forderung von empirischer Forschung nahegelegt. Offenbar wurde ja die erfasste wissenschaftliche Tätigkeit der Ausbildungsinstitute seitens des Ministeriums diesbezüglich als unzureichend qualifiziert und dem aus diesem Verständnis identifizierten Defizit sollte nun eben durch eine spezifische „Nachforderung“ begegnet werden.

Die erste Beschäftigung mit den Beiträgen der Fachjournale bestätigte diesen Befund: Nur ein kleiner Teil der von uns untersuchten Publikationen befasst sich mit der Darstellung von Ergebnissen empirischer Psychotherapieforschung. Ein etwas größerer Teil verweist zumindest auf einzelne Ergebnisse empirischer Psychotherapieforschung und beschäftigt sich mit deren Implikationen für die therapeutische Praxis. Ob nun die marginale Auseinandersetzung mit empirischer Psychotherapieforschung kurzerhand und ohne weitere Überprüfung als korrekturbedürftiges Defizit identifiziert werden kann oder ob dieser Befund – im Gegenteil – als relevanter Hinweis auf von Praktiker_innen „gebrauchtes und genütztes Wissen“ zu verstehen ist, soll an dieser Stelle noch nicht beurteilt werden. Diese entscheidende Frage wird sich aber in der abschließenden Diskussion als zentral herausstellen.

Zunächst konnte für unsere Untersuchung jedenfalls festgestellt werden: Die Unterscheidung Theorie/Empirie ermöglicht wenig Differenzierung und damit keine weitere Typologie-

Erste Sichtung bestätigte, nur ein kleiner Teil befasst sich mit der Darstellung von Ergebnissen empirischer Psychotherapieforschung

Ist die marginale Auseinandersetzung mit empirischer Psychotherapieforschung ein Defizit oder gegenteilig ein Hinweis auf „gebrauchtes und genütztes Wissen“?

rung des Wissens- und Erkenntnisgewinns. Im Bemühen, den Wissenschaftsbezug und Praxisbezug („Welches Wissen schafft dieser Beitrag?“) der Beiträge differenzierter zu erfassen, wurden darum in einem sorgfältigen Diskussionsprozess *Typen von Beiträgen* herausgearbeitet und formuliert (siehe Abbildung 1).

In einem iterativen Prozess wurde eine Beurteilungsmatrix aus Typen und Kriterien entwickelt. Jeder Artikel wurde einem Typus zugeordnet und anhand drei weiterer Kriterien näher spezifiziert (Praxisbezug, Psychotherapieforschungsbezug, sonstiger Forschungsbezug).

Typologie	Sub-Typologie	Praxisbezug		Pth-Forschungsbezug		Sonstiger Forschungsbezug	
		Ja	Nein	Ja	Nein	Ja	Nein
Theoriearbeit	systemtheoretisch fundiert						
	philosophisch fundiert						
	soziologisch fundiert						
	sonstige						
Kundige Reflexion therapeutischer Praxis							
Behandlungskonzepte spezifischer Populationen							
Anwendung systemischen Denkens in neuen/ außertherapeutischen Feldern							
Vorstellen einer neuen Interventionsform							

Abbildung 1: Beurteilungsmatrix: Qualitative Unterscheidung nach Typen und Kriterien

Ohne Zweifel ist eine *unstrittige* Kategorisierung der Beiträge in Bezug auf den jeweils realisierten Wissenschaftsbezug *unmöglich*: Beobachten heißt unterscheiden, und damit sind wir als Beobachtende unhintergebar sowohl für die Unterscheidungskriterien, die wir benützen, verantwortlich als auch für die „Ordnungen“, die wir damit hervorbringen. Zentral für

unser Vorgehen war jedenfalls, die Ausdifferenzierung der Kategorien *nicht* durch eine *von außen* an die Publikation herangetragene Unterscheidung, sondern *aus der Lektüre selbst* zu entwickeln. Die von uns in diesem Prozess des iterativen Unterscheidens hervorgebrachte Ordnung diente in erster Linie der Differenzierung der theoretischen Arbeiten in Hinblick auf zwei Dimensionen und Fragestellungen:

- a. Welchen Stellenwert hat empirische Forschung?
- b. Welches Wissen wird geschaffen/genützt?

Insgesamt wurden 62 Artikel aus den jeweils letzten 4 erschienenen Heften der herangezogenen Fachzeitschriften in die Analyse einbezogen und vermittels Kategorienzuordnung auf diese Fragestellungen hin untersucht.

40 Prozent der Artikel können entlang dieser Unterscheidungen als *Theoriearbeiten* verstanden werden. Davon sind nur ca. die Hälfte systemtheoretisch fundiert, die anderen philosophisch, soziologisch oder mehrheitlich historisch. Weitere 40 Prozent der Arbeiten stellen *Behandlungskonzepte für spezifische Populationen* oder *neue Interventionsformen* vor und damit einen unmittelbaren Praxisbezug her.

Konkreter *Psychotherapie-Forschungsbezug* fand sich in 16 Prozent der Artikel, *sonstiger Forschungsbezug* (psychologisch, historisch, soziologisch) in 10 Prozent.

Bei der Spezifizierung des Forschungsbezugs war die jeweils im Artikel zitierte Fachliteratur ausschlaggebend. Sie galt als Hinweis auf die der fachlichen Auseinandersetzung je zugrunde liegenden „Wissensstrukturen“ und gab damit unmittelbar Hinweis auf die uns interessierende Frage, welches Wissen genützt wird, um neues Wissen zu schaffen. Wurde in einem Beitrag etwa ausschließlich auf Standardliteratur Systemischer Therapie Bezug genommen, wurde er der Kategorie „kein Forschungsbezug“ zugeordnet. Die Typisierung „Forschungsbezug“ wurde nur dann vorgenommen, wenn empirische Forschung – hier allerdings unabhängig von der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin – konkret berücksichtigt wurde.

Welches Wissen wird genützt, um neues Wissen zu schaffen?

Die Ergebnisse unserer bibliometrischen Untersuchung sprechen unmissverständlich dafür, dass für Psychotherapie rele-

Für Psychotherapie relevante Forschungsergebnisse werden nicht ausschließlich von Psychotherapieforschung hervorgebracht

vante Forschungsergebnisse offensichtlich *nicht* ausschließlich von Psychotherapieforschung hervorgebracht werden. Eine Übersicht über die konkreten Untersuchungsergebnisse und Daten lassen sich den Abbildungen 2 und 3 entnehmen.

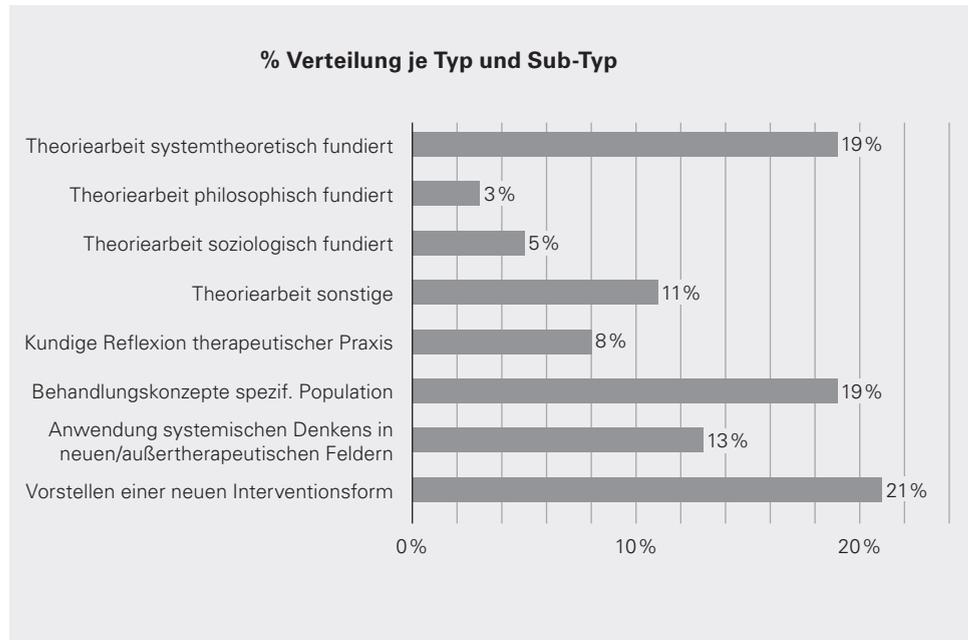


Abbildung 2: Quantitative Verteilung nach Typen und Subtypen

Typologie	Sub-Typologie	Anzahl je Typ & Sub-Typ	Praxisbezug		Pth-Forschungsbezug		Sonstiger Forschungsbezug	
			Ja	Nein	Ja	Nein	Ja	Nein
Theoriearbeit	systemtheoretisch fundiert	12	4	8	2	10	0	12
Theoriearbeit	philosophisch fundiert	2	0	2	1	1	1	1
Theoriearbeit	soziologisch fundiert	3	0	3	0	3	1	2
Theoriearbeit	sonstige	7	1	6	0	7	3	4
Kundige Reflexion therapeutischer Praxis		5	5	0	2	3	0	5
Behandlungskonzepte spezif. Population		12	12	0	2	10	0	12
Anwendung systemischen Denkens in neuen/außertherapeutischen Feldern		8	5	3	0	8	1	7
Vorstellen einer neuen Interventionsform		13	11	2	3	10	0	13
		n = 62	38	24	10	52	6	56
			61%	39%	16%	84%	10%	90%
			62		62		62	

Abbildung 3: Quantitative Verteilung nach Typen/Subtypen und Kriterien

Ein angemessenes Verständnis des Verhältnisses zwischen Psychotherapie und Wissenschaft

Um die Ergebnisse dieser bibliometrischen Untersuchung hinsichtlich des Ausgangspunkts unserer Fragestellung differenziert diskutieren zu können, ist zunächst noch eine Standortbestimmung bezüglich des Verhältnisses zwischen Psychotherapie und Wissenschaft vorzunehmen.

Psychotherapie kann – wie eingangs bereits angezeigt – nicht nur empirisch *beforscht werden*, sondern auch *selbst* als (wissenschaftlicher) *Erkenntnisprozess* verstanden werden, indem sie Aufschluss über das menschliche Seelenleben gibt. So geschaffen die psychotherapeutische Situation durch diesen

privilegierten Forschungszugang für diesbezügliche Hypothesenbildungen ist, so wenig eignet sie sich allerdings zur Hypothesenprüfung und scheidet damit als Wissenschaft, die auf der Grundlage eines kritisch-rationalistischen Wissenschaftsparadigmas anerkannte Aussagen treffen kann, aus. Um objektives Wissen (im Sinne dieses Wissenschaftsparadigmas) über ihren Gegenstand zu gewinnen, müsste sie entsprechende Verfahrensvorschriften einhalten, die allerdings wiederum in einer Behandlungssituation als Vorgehensweise auszuschließen bzw. nicht realisierbar sind. Mithin erscheint ein kritisch-rationalistisches Vorverständnis *allein* als erkenntnistheoretischer Unterbau zur Beforschung psychotherapeutischer Praxis ungeeignet.

Die im psychotherapeutischen Prozess gewonnenen Hypothesen verweisen also zwar zweifelsfrei auf beachtenswertes und unverzichtbares Wissen; allerdings muss dieses über „andere“ Verfahren aufgeschlossen und auf seinen (verallgemeinerbaren) Erkenntnisgewinn hin untersucht werden. Alle Therapieschulen entwickeln diesbezüglich ihre je charakteristischen Herangehensweisen und „Traditionen“, die auf der Grundlage ihres therapeutischen Paradigmas theoretisch konsensfähige und bezüglich Menschenbild, Störungsverständnis und Wirkverständnis konsistente Erkenntnisse für die Praktiker_innen bereitstellen und die zumeist in einschlägigen Fachjournals von diesen nachgesucht werden. Im Vordergrund steht dabei ein schlüssiger Theorie-Praxis(!)bezug. *Rationalität*, im Sinne eines schlüssigen Zusammenhanges zwischen dem je vorausgesetzten Störungsverständnis und entsprechenden therapeutischen Vorgehensweisen, und *innere Konsistenz* sind hier die entscheidenden Kriterien, nicht Widerspruchsfreiheit zu Erkenntnissen oder Hypothesen anderer Therapiemethoden. Allerdings ist von theoretischen Konzepten in der Psychotherapie zu erwarten, dass sie verfügbare evidenzbasierte Befunde *auch* aus naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen (Psychologie, Neurobiologie etc.) berücksichtigen. Andernfalls kann der berechtigte Vorwurf erhoben werden, dass unprofessionell und berufsethisch bedenklich verfahren wird.

Kurz gesagt: Zwischen einer Wissenschaft, die sich als kritisch-rationalistischer Diskurs über objektive Bedeutungen, und Psychotherapie, die sich als idiographischer Diskurs über subjektive Bedeutungen versteht, sind Verfahrensunterschiede im

Forschen nach und Schaffen von Wissen und Erkenntnis nicht nur unvermeidbar, sondern konstitutiv. Wenn wir dies berücksichtigen, sollte klar sein, dass Psychotherapie per se keine Wissenschaft „ist“, sondern eine Profession, in deren Umwelt Wissenschaft *vorkommt*. Psychotherapie kann also in diesem Sinn auch nicht als „angewandte Wissenschaft“ aufgefasst werden, wie im Folgenden noch auszuführen ist.

Psychotherapie „ist“ per se keine Wissenschaft, sondern eine Profession, in deren Umwelt Wissenschaft vorkommt

Psychotherapie als Profession, die Theorie/Praxis-Polarität

Während im Kontext von *Wissenschaft* der Theorie die *Empirie* gegenübergestellt wird und daher zwischen theoretischen und empirischen (Forschungs-)Arbeiten unterschieden wird, ist im Kontext von *Profession* eine andere Unterscheidung zentral: die zwischen Theorie und *Praxis*. Psychotherapeutische Praxis ist *nicht* – wie eben argumentiert werden konnte – Anwendung von gesichertem theoretischen Wissen. Die psychotherapeutische Praxis wird durch theoretische Kenntnisse nicht *festgelegt*. „Der Nutzen von Theorien für die Praxis emergiert nicht aus deren Identität, sondern aus ihrer mehrdeutigen Differenz: eine bestimmte Praxisform lässt sich durch mehrere theoretische Konzepte erklären, bzw. eine bestimmte Theorie lässt in der Regel mehrere Praxisvarianten zu“ (Schiepek 1996). Demzufolge hat auch das theoretische Modell für die psychotherapeutische Praxis keine normierende Funktion, sondern soll eher *heuristisch* fruchtbare Anregungen bieten, Komplexität reduzieren, Kommunikation und Austausch erleichtern, evtl. auch therapeutische Praxis kritisieren und damit zu Weiterentwicklung anregen (Schiepek 1996).

Theorie soll heuristisch fruchtbare Anregung für die psychotherapeutische Praxis bieten

Die Ausgangslage des Professionellen ist – im Unterschied zur wissenschaftlichen Forscher_in – zumeist unstrukturiert und erfordert zunächst eine „Problemkonstruktion“, was den Rahmen instrumenteller technologischer Lösungsmöglichkeiten übersteigt: Wie die Professionsforschung erkennbar gemacht hat, stehen Praktiker_innen in je konkret gegebenen situativen Bedingungen unter *Entscheidungsdruck* und nicht unter *Be gründungsdruck* – daher kann Wissenschaft praktisch-professionelles Handeln in keiner Weise direkt beeinflussen.

Professionelles Wissen ist ein eigenständiger Bereich *zwischen* praktischem Handlungswissen und systematischem Wissen-

Professionelles Wissen ist ein eigenständiger Bereich zwischen praktischem Handlungswissen und systematischem Wissenschaftswissen

schaftswissen. Mit ersterem teilt es den permanenten Entscheidungsdruck, durch zweiteres unterliegt es einem gesteigerten Begründungszwang. „Im professionellen Handeln *begegnen* sich wissenschaftliches Wissen und praktisches Handlungswissen und machen Professionalität zu einem Bezugspunkt, an dem potentiell die Kontrastierung und Relativierung beider Wissenstypen stattfindet.“ (Dewe et al. 1992, S. 81, Hervorhebungen im Original). Wolfgang Loth (2017, S. 74) formuliert die Anforderung an den Professionellen wie folgt: „(...) die Bereitschaft und die Fähigkeit, das eigene Beisteuern zum Geschehen so zu reflektieren und transparent zu machen, dass sowohl die Orientierung der Praxis am Konzept nachvollzogen werden kann, wie auch der Einfluss der Praxis auf den weiteren Umgang mit dem Konzept.“

Psychotherapeutisches Handeln besteht in der reflexiven Konversation mit einer einmaligen und unstrukturierten Situation, für die in situ eine je neue Theorie immer erst geschaffen werden muss

Die Fähigkeit zum „konstruktiven Umgang mit dem Ungewissen“ ist für Psychotherapie zentral: Probleme „liegen nicht vor“, sondern werden in einem ko-konstruierenden Prozess mit den Klient_innen erst strukturiert und „bearbeitbar“ gemacht, sind also nie universell, sondern singulär und darum weder mit Routinen noch durch Inanspruchnahme bereits „fertig vorliegender“ Theorien möglich (Reiter & Steiner 1996). Professionelles psychotherapeutisches Handeln besteht also in der reflexiven Konversation mit einer einmaligen und unstrukturierten Situation, für die in situ eine je neue Theorie immer erst geschaffen werden muss. Was professionelle Berufe verbindet, ist „(...) die Fertigkeit, *während des Handelns in Bezug auf bestimmte Kriterien und situative Erfordernisse reflektieren zu können.*“ (Reiter & Steiner 1996, S. 170, Hervorhebungen im Original)

Auch die Expertenforschung und Wissensnutzungsforschung zeigt, dass idiosynkratische mentale Modelle wichtiger sind als allgemeingültige Wissensbestände: Intuition, Urteilsfähigkeit, Risikofreudigkeit und Verantwortungsübernahme stellen wesentliche Komponenten in Situationen dar, in denen Nichtwissen und Unsicherheit vorherrschen. Expertenwissen muss also in höchstem Maße vielfältig sein und nützt gegebenenfalls Wissenschaft als „kognitive Instanz“, ohne ihr aber „unterworfen“ zu sein. „Die Autonomie des Professionellen gegenüber der Wissenschaft wird von Professionsforschern allgemein als hoch angesehen“ (Reiter & Steiner 1996, S. 178).

Basierend auf Luhmanns Analyse einer funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, operiert Wissenschaft mit der Unterscheidung *wahr/unwahr* und kommt ihrer Funktion der Wissensgenerierung entlang dieser Unterscheidung nach (Luhmann 1990). Sie kann – wie jedes andere Teilsystem der Gesellschaft – in diesem selbstreferentiellen Operationsmodus nicht bezüglich seiner Leitdifferenzen von anderen Systemen (also „von außen“) instruiert werden. Wissenschaft orientiert sich also an der Unterscheidung *wahr/unwahr* und nicht am Kriterium *klinische Nützlichkeit*⁴ – und *muss* dies auch. Die Orientierung an *klinischer Nützlichkeit* mag für die professionelle Ausübung der Psychotherapie, also für die Praktiker_innen und Professionist_innen (und nicht zuletzt für die Klient_innen!), zwar hochrelevant sein, kann aber vom „Teilsystem Wissenschaft“ nicht „eingemahnt“ oder ihm „verordnet“ werden. Vor dem Hintergrund dieses Verständnisses erscheint nun aber die weitgehend fehlende Durchdringung der beiden Teilsysteme (Psychotherapiewissenschaft und Psychotherapiepraxis) nicht überraschend. Im Gegenteil erscheint es nun sogar schlüssig und plausibel, dass keiner der 62 Artikel unserer Studie der Darstellung einer konkreten *empirischen* Untersuchung gewidmet ist und Bezugnahmen auf Ergebnisse der „big science“ nur zu einem äußerst geringen Prozentsatz und in überraschend geringer Varianz zu finden sind. Zitiert werden im Wesentlichen die gleichen vier umfassenden Publikationen zu psychotherapeutischer Wirkforschung:

- ▶ Lambert, Bergin and Garfield's *Handbook of Psychotherapy and Behavior Change* (2004),
- ▶ Norcross' (2011) Reader über wirksame Beziehungsfaktoren in der Psychotherapie,
- ▶ Wampold & Imels (2015) aktualisierte Zusammenfassung und Diskussion der sog. Großen Psychotherapiedebatte,
- ▶ sowie das wegweisende *Heart and Soul of Change* von Hubble, Duncan & Miller (1999/2001).

Vorsichtig, aber schlüssig ließe sich interpretieren, dass Praktiker_innen prioritär Wissen nachsuchen, das ihnen Zugewinne hinsichtlich der Unterscheidung *klinische Nützlichkeit* verspricht; und diese ist eben gerade *nicht* die Leitdifferenz empirischer Psychotherapieforschung.

Praktiker_innen suchen Wissen nach, das Zugewinne in klinischer Nützlichkeit verspricht

4) Zum Konzept der Klinischen Nützlichkeit siehe Reiter (1995)

Gemeinsames Interesse der einzelnen Schulen, Mythen zu verabschieden

Diskussion

„Das entscheidende Bewegungsmoment zur weiteren Entwicklung (...) ist die Bereitschaft der einzelnen Theorierichtungen der Psychotherapie einerseits voneinander, andererseits von den anderen Humanwissenschaften zu lernen – Ziel ist nicht eine Einheitswissenschaft Psychotherapie unter Preisgabe der einzelnen Schulen – jedoch das gemeinsame Interesse, alte Mythen zu verabschieden, um im Dialog mit den umgebenden Wissenschaften zu einer starken Begründung der eigenen Sache zu kommen“ (Steinlechner 1996, S. 134). Wir wollen diesem Statement noch einen Aspekt hinzufügen: Wünschenswert ist auch eine vermehrte Auseinandersetzung mit den Ergebnissen empirischer Psychotherapieforschung. In diesem Sinne sind zwei der drei Anforderungen des Leitfadens zu unterstützen: Sowohl die rezeptive Auseinandersetzung mit Psychotherapieforschung als auch die Förderung des wissenschaftlichen Arbeitens in der Psychotherapieausbildung (Erweiterung des Ausbildungscurriculums um Inhalte zu Theorie und Praxis der Psychotherapieforschung und Förderung der wissenschaftlichen Qualifikation von Lehrenden) erscheinen sinnvoll, um die Weiterentwicklung der psychotherapeutischen Praxis und Ausbildung zu fördern. Die Forderung allerdings, aktiv empirische Psychotherapieforschung in der Ausbildungsinstitution zu betreiben, ist kritisch zu hinterfragen, wie wir abschließend aufzeigen wollen. Immerhin kann auch argumentiert werden, dass der Stellenwert empirischer Forschung für die Entwicklung psychotherapeutischen Wissens in den ersten hundert Jahren vernachlässigbar ist.

Psychotherapie als Ware und Technik der Krankenbehandlung, aber auch Methode wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns

Psychotherapie ist in mehrere funktionale Teilsysteme der Gesellschaft eingebunden, als Teil des Gesundheitssystems ist der Code gesund/krank, als Teil des Wissenschaftssystems der Code wahr/falsch, als Teil des Wirtschaftssystems der Code Zahlung/Nicht-Zahlung gültig⁵. Psychotherapie ist sowohl Ware als auch Technik der Krankenbehandlung, aber auch Gegenstand und vielleicht sogar Methode wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns (Schiepek 1996). Statt aristotelische Fragen nach dem Wesen oder Sein von Psychotherapie zu stellen, ist es aus systemtheoretischer Perspektive sinnvoller, in einem diskursanalytischen Sinn nach den Funktionen und Auswirkun-

5) Vgl. Luhmann N (2005), z. B. S. 263ff.

gen zu fragen, die es haben kann, Psychotherapie in einem bestimmten gesellschaftlichen und politischen Kontext so und nicht anders zu beschreiben bzw. zu behandeln (Schiepek 1996).

Im aktuell diskutierten Leitfaden der Koordinationsstelle wird aus der unzweifelhaft gegebenen geringen Durchdringung der Funktionssysteme Psychotherapie und Wissenschaft ein Defizit konstruiert und der Profession der Auftrag erteilt, durch eigene Forschungsaktivität das Defizit auszugleichen. Diese Schlussfolgerung ist, wie wir mit unserer Arbeit zeigen wollten, keineswegs zwingend und sollte daher von den Ausbildungsvereinen, die primär der Qualität der Lehre verpflichtet sind, kritisch diskutiert und auf ihre Nützlichkeit (oder ggf. auch Schädlichkeit) in Hinsicht auf den Ausbildungsauftrag und in weiterer Folge auf die Qualität psychotherapeutischer Versorgung reflektiert werden.

Während die Realisierung konkreter Forschungsprojekte im geforderten Umfang möglicherweise eine unnötige Überforderung darstellt, ist es andererseits sicher sinnvoll unter Bewahrung einer erkenntniskritischen Haltung das Verständnis von Psychotherapie als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und die Rezeption von Forschungsergebnissen zu fördern. Um Wissenschaft rezeptiv nützen zu können, braucht es neben Zeit und Zugang zu den entsprechenden Publikationen vor allem die Fähigkeit kritischen Denkens und reflektierenden Einordnens: Jede Untersuchung findet auf der Basis bestimmter Prämissen statt, wobei diese basale Gegenstandsmodellierung nicht immer explizit formuliert ist. Wenn wir also aus der Psychotherapieforschung etwas lernen wollen, bedarf es einer erkenntniskritischen Haltung, die den Blick dafür schärft, inwieweit Fragestellung und Forschungsmethode das Ergebnis prägen. Eine naiv positivistische Haltung („Wissenschaft bildet Realität ab“) ist für Absolvierende einer systemischen Ausbildung inadäquat. Die reflexhafte Ablehnung von Forschung als beliebige und daher irrelevante Produktion von Daten, die ohne Schaden ignoriert werden können, ist aber ebenso inadäquat.

Methodische Forschungskompetenz, also das Unterscheiden und Auswählen seriöser und gegenstandsadäquater Forschungsmethoden ist allerdings voraussetzungsreich und kann nicht einfach nebenher angeeignet werden. Während also die

Eine Förderung der Fähigkeit des kritischen Denkens und reflektierenden Einordnens bilden die Basis

erkenntniskritische Nutzung von Ergebnissen der Psychotherapieforschung ein Ausbildungsziel für alle Studierenden darstellt, wird die aktive Beteiligung an Forschungsprojekten nur jenen möglich sein, die dafür zusätzliche Zeit zur Verfügung stellen. Durch die Anrechnung als Abschlussarbeit waren in der Vergangenheit viele Studierende dazu bereit und haben mehrheitlich von einem großen Nutzen für ihr Verständnis von Psychotherapie berichtet.

Im Sinne der *Förderung* von Wissenschaft und Forschung in der psychotherapeutischen Ausbildung wäre es *wünschenswert*, wenn diese Einbindung von Studierenden auch in Zukunft möglich ist. Besonders erfreulich wäre es, wenn sich unter den Studierenden auch jene für künftige Forschungsprojekte interessieren, die aufgrund ihrer Vorerfahrung schon über forschungsmethodisches Know-how verfügen (Wagner 2018).

Aus einer Perspektive der *Förderung* erscheint uns das Betreiben von wissenschaftlicher Forschung also jedenfalls als angebracht, im Sinne einer *Forderung* (wie sie derzeit mit dem Leitfaden vorliegt) allerdings aus mehreren Gründen vorschnell und abträglich, wenn es um die Qualitätssicherung von psychotherapeutischer Praxis und Ausbildung geht.

Unsere Überlegungen und die Ergebnisse unserer konkreten bibliometrischen Herangehensweise münden überzeugend in ein kritisches Argument, das nicht auf eine ressourcenökonomische Debatte abhebt, sondern auf ein substantiell bedeutungsvolles Moment der Qualitätssicherung psychotherapeutischer Praxis und Ausbildung: Indem wir nämlich die aus dem Blick verloren gegangene Berücksichtigung der unterschiedlichen Strukturiertheit von „wissenschaftlichem Wissen“ und „professionellem Wissen“ wieder in die Reflexion miteingeschlossen haben, wird deren beträchtliche Relevanz schlagartig sichtbar. Das als vermeintliches „Defizit“ identifizierte Forschungsbewusstsein der ausübenden und lehrenden Psychotherapiepraktiker_innen gerät zu einem wichtigen und beachtungswürdigen *Cave*, mahnt zur Besonnenheit in allzu schnellem Umsetzungsseifer und zur Überprüfung mangelhaft reflektierter Vorverständnisse – und zwar eben gerade *im Sinne der Qualitätssicherung* einer fundierten und professionellen Berufsausübung.

Reflexion der Unterscheidung „wissenschaftliches Wissen“ und „professionelles Wissen“

Das vorschnell als „mangelhaft ausgeprägt“ ausgemachte Forschungsbewusstsein erscheint nämlich augenblicklich nicht mehr als *mangelhaftes*, sondern schlicht als *anderes* (aus der Sicht der „big sciences“) Forschungsbewusstsein, dessen „Unterlegenheit“ oder „Mangelhaftigkeit“ auf einem Perspektivenirrtum beruht und überdacht werden muss. Das vermeintliche „Desinteresse an“ kann vor dem Hintergrund der von uns wieder in Erinnerung gerufenen Unterscheidung (Theorie/Empirie vs. Theorie/Praxis bzw. „big sciences“ vs. „little sciences“) jäh wieder als „Interesse an“ (nämlich: „etwas anderem“) erkannt werden; was zunächst nur als „etwas, das nicht da ist“ behauptet wurde, kann plötzlich als etwas, das nicht nur „da ist“, sondern auch unbedingt da sein *soll*, wieder wahrgenommen werden: nämlich ein relevantes, gegenstandsbezogenes und qualitätssicherndes – aber eben aus guten Gründen „anderes“ – Forschungsinteresse und Wissensbewusstsein. Nämlich eines, das sich – im Sinne *klinischer Nützlichkeit* – auf die relevanten Wirkfaktoren im therapeutischen Prozess bezieht: Die eindrucksvollen und oft zitierten Ergebnisse der Psychotherapie-Wirkforschung rücken ja gerade Fragen nach Methoden und Interventionen und nach schulenspezifischen Unterschieden eindeutig in den Hintergrund. Die für die Praxis und Ausbildung relevante Frage „Was muss gekonnt werden?“ findet ihre Antwort eben nicht im Bereich des methodisch-interventionistischen, sondern im Bereich des *konversationalen Könnens* der Psychotherapeut_innen; zum Beispiel in ihrer Fähigkeit, mit Klient_innen zu kooperieren und sie für Kooperation zu gewinnen. Das bedeutet, „(...) dem Patienten den Zusammenhang zwischen Beschwerden und vorgeschlagener Behandlung so plausibel machen, dass er zu einer erwartungsvollen Zusammenarbeit bereit sein kann. Dies alles geschieht durch – Konversation“ (Buchholz 2018, S. 295). „Klinische Nützlichkeit“ beruht damit wesentlich auf einem *Interesse* an den je einzigartigen lebensweltlichen Verhältnissen und an der unverwechselbaren Persönlichkeit der Klient_in und ist unmittelbar verknüpft mit der Fähigkeit, wechselseitige Verstehensprozesse in Gang zu bringen und zu halten.

Was also im Sinne wirkungsvollen professionellen Handelns angeeignet, gewusst und gekonnt und also auch gelehrt und beforscht werden muss, kann aus der Perspektive empirischer Psychotherapieforschung (allein) nicht bestimmt werden. Dominieren die Interessen der „big science“ also in der Bestim-

Das als „mangelhaft ausgeprägte“ erscheinende erscheint dann als anderes

Die für die Praxis relevante Frage „Was muss gekonnt werden?“

Dominanz der „big science“ ziehen Wissensdefizite in relevanten Kompetenzbereichen nach sich

mung, welchen Aspekten in Forschung und Lehre klinische Aufmerksamkeit und zeitliche Aufwendung zuteilwerden soll, würde das unvermeidlich Wissensdefizite in für die Qualität und Wirksamkeit von Psychotherapie relevanten Kompetenzbereichen nach sich ziehen. Dieser Wechselwirkung wurde unserer Auffassung nach in den Forschungsleitlinien in der derzeitigen Fassung nicht Rechnung getragen, weil die Wissens- und Forschungsinteressen der „little science“ von Anfang an nicht (ausreichend) in den Blick genommen wurden. Diese Exklusion sollte im Sinne der Qualitätssicherung psychotherapeutischer Praxis und Lehre innerhalb und zwischen den Ausbildungsvereinen kritisch reflektiert werden.

Die *Empirie* der wissenschaftlich forschenden Person unterscheidet sich fundamental von der *Praxis* der professionell psychotherapeutisch handelnden Person – auch wenn beide vermeintlich auf dieselbe „Sache“ schauen und bezüglich desselben „Gegenstandsbereichs“ fundiert vorgehen. Beide forschen, könnte man zusammenfassend sagen, nach Erkenntnissen, beide greifen auf Wissen zu und schaffen neues Wissen, folgen dabei aber völlig unterschiedlichen professionellen Bedingungen. Diese „sind“ nicht nur unterschiedlich, sie müssen auch – so unsere zentrale Aussage und Schlussfolgerung – unterschieden werden, will man fundiertem psychotherapeutischen Handeln und dessen Lehre und „Weitergabe“ nicht den ihm adäquaten Wissenszugang und Erkenntnisweg abschneiden.

Literatur

- Buchholz M (2018) Medizinalisierung schadet professioneller Psychotherapie. *Familiendynamik* 43(4): 290-302
- Dewe B, Ferchthoff W, Radtke F (1992) Auf dem Weg zu einer aufgaben-zentrierten Professionstheorie pädagogischen Handelns. In: Dewe B, Ferchthoff W, Radtke F (Hg) Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Leske und Budrich, Opladen, S 7-20, zitiert nach Reiter & Steiner (1996), S 180
- Hubble, MA, Duncan BA, Miller SD (1999) *The Heart and Soul of Change. What Works in Therapy*. Washington, DC: American Psychological Association [in Teilen deutsch (2001) *So wirkt Psychotherapie. Empirische Ergebnisse und praktische Folgerungen*. verlag modernes lernen, Dortmund]

- Kierein M (2013) Qualitätssicherung in Praxis und Ausbildung der Psychotherapie und ihre gesetzlichen Grundlagen. In: Riess G (Hg) *Psychotherapieforschung. Wissenschaftliche Beratung und Vernetzung. Tagungsband zum Workshop 2012*. Gesundheit Österreich GmbH, Wien, S 5-6. Online. Internet: <https://repository.publisso.de/resource/frl:6399363/data> (01.08.2019)
- Lambert MJ (Hg) (2004) *Bergin and Garfield's Handbook of Psychotherapy and Behavior Change*. Fifth Edition. John Wiley & Sons, New York
- Loth W (2017) Beisteuern zu hilfreichen Veränderungen – explizite Zugänge, implizite Entwicklungen. *Systeme* 31(1): 43-63
- Luhmann N (1990) *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Luhmann N (2005) *Einführung in die Theorie der Gesellschaft* (hgg. von D. Baecker). Carl-Auer, Heidelberg
- Molan-Grinner S et al. (2016) Die AST-Studie. Therapiebeziehung und Therapie-Outcome bei der Ambulanten Systemischen Therapie. *Systemische Notizen* 2016(4): 4-17. Online. Internet: https://www.lasf.at/wp-content/uploads/2018/01/SN_4_16_AST-Studie.pdf (25.09.2019)
- Molan-Grinner S et al (2017) Die AST-Studie II. Gestaltung und Rezeption des Reflektierenden Teams im Kontext der Ambulanten Systemischen Therapie. *Systemische Notizen* 2017(4): 4-21. Online. Internet: https://www.lasf.at/wp-content/uploads/2016/03/Artikel_AST-Studie_II_in_den_Systemischen_Notizen_0417_.pdf (25.09.2019)
- Norcross JC (Hg) (2011) *Psychotherapy Relationships That Work. Evidence-Based Responsiveness*. 2nd ed. Oxford University Press, Oxford, New York NY
- Reiter L (1995) Das Konzept der „Klinischen Nützlichkeit“. *Z. f. systemische Therapie* 13(3): 193-211
- Reiter L, Steiner E (1996) *Psychotherapie und Wissenschaft – Beobachtungen einer Profession*. In: Pritz A (Hg) *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen*. Springer, Wien, New York, S 159-203
- Riess G (2018) *Praxisorientierte Psychotherapieforschung. Leitfaden zur Förderung von Wissenschaft und Forschung in der psychotherapeutischen Ausbildung*. Gesundheit Österreich GmbH, Wien; Online. Internet: https://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/7/0/5/CH4043/CMS1415709133783/leitfaden_praxisorientierte_psychotherapie_forschung.pdf (01.08.2019)
- Schiepek G (1996) *Psychotherapie als Wissenschaft?* In: Pritz A (Hg) *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen*. Springer, Wien, New York, S. 205-218

- Steinlechner M (1996) Psychotherapie – auf dem Weg zu einer Wissenschaft der methodischen Reflexion subjektiver Beschädigungen im Rahmen der sozialen Lebenswelt. In: Pritz A (Hg) Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen. Springer, Wien, New York, S 123-135
- Wagner E (2018) Die Professionalisierung von Psychotherapie. Überlegungen anlässlich des 35-jährigen Jubiläums der Lehranstalt für Systemische Familientherapie. Systemische Notizen 2018 (3): 24-27. Online. Internet: https://www.lasf.at/wp-content/uploads/2019/07/Notizen_3.18_Wagner.pdf (25.09.2019)
- Wampold BE, Imel ZE (2015) The Great Psychotherapy Debate. The Evidence for What Makes Psychotherapy Work (2nd edition). Routledge, London [deutsch 2018: Wampold BE, Imel ZE, Flückiger, C. Die Psychotherapie-Debatte. Was Psychotherapie wirksam macht. Hogrefe, Bern]

Dr. Elisabeth Wagner
e-mail: wagner.elisabeth@gmx.com

Mag. Evelyn Niel-Dolzer
e-mail: office@wirkungslinie.at

Mag. (FH) Florian Koschitz
e-mail: kontakt@praxis-koschitz.at